

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1909**

245 (27.10.1909) 2. Blatt

# Badischer Beobachter.

## Hauptorgan der badischen Zentrumspartei.

|  |  |  |   |   |
|--|--|--|---|---|
| <p>Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pf., vierteljährlich 2,70. In der Geschäftsstelle oder den Filialen abgeholt, monatlich 80 Pf., vierteljährlich 2,40. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 82 Pf., durch den Briefträger ins Haus gebracht, 87 Pf. vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p> | <p><b>Fernsprecher</b><br/>Nr. 535.</p>  | <p><b>Beilagen:</b><br/>Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“.<br/>Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familientisch“.</p> | <p><b>Fernsprecher</b><br/>Nr. 535.</p> | <p>Anzeigen: Die sechsseitige Beilage oder deren Raum 25 Pf., 10 Zeilen 60 Pf., 20 Zeilen 1,20. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an.<br/>Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden).<br/>Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p> |
| <p>Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Sabena“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>   | <p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Meier; für Ausland, Nachrichtendienst und den allgemeinen Teil: Franz Wahl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.</p> | <p>Verantwortlich: Für Anzeigen und Reklamen: Hermann Wähler in Karlsruhe.</p>   |   |   |

### Die Freunde mit dem falschen Gesicht.

Nach den jämmerlichen Prügelein, die die „Genossen“ bei den letzten Reichstagswahlen bezogen hatten, schienen sie, die sonst so Großmäuligen, anfangs ziemlich kleinlaut geworden zu sein. Zudem offenbarten die innern Zustände in der „Dreimillionenpartei“ eine derartige Zerfahrenheit und Unnachlässigkeit, daß ein Massenanzug in das gelobte „rote“ Land nichts weniger als verlockend erscheinen mußte. Zwar verjagten die „Genossen“ mittlerweile durch „Revolutionsspielen“ und von den eignen Genossen als „fünftes bezeichnete Wahlrechtsdemonstrationen“ wieder etwas Zug in die Parteibünde hineinzu bringen. Da präsierte der Münchener Parteitag mit der offenen Feldschlacht zwischen Nord und Süd aus Anlaß des Budgetstreiks wie ein Hagelwetter auf den allmächtig wieder emporkeimenden Weizen hernieder. So gestalteten sich die Wetterausichten für die Sozialdemokratie für die nächste Zukunft ziemlich ungünstig. Da ist nun seit einigen Monaten die Reichsfinanzreform als heftiger Stern am Parteihimmel erschienen. Von ihm verdrängen sich die „Genossen“ für die Partei festwetter und müssen die frohe Zeit weidlich aus, emsig für die Parteizwecke zu sein, um auf gute Ernte — zu hoffen. In Saatmaterial ward da wirklich nicht gespart. Flugblatt auf Flugblatt flatterte durch das Land, eines nach dem andern, und was haben sie alle gemeinsam? In allen erscheint einzig und allein die Sozialdemokratie als der wahre Jakob. Alle andern Parteien sind der „Feind“ der „erwerbsfähigen Klassen.“ Es gibt nur einen Freund derselben, und der ist nach dem bestehenden Einverständnis der „Genossen“ die Sozialdemokratie selbst! Wie dieser „Freund“ diejenigen, deren Freundschaft er sucht, aber ansichwindelt, das lehrt in typischer Weise ein Flugblatt mit dem folgenden Titel: „Woh, woh auf! Keine deine Freunde erkennen.“ Das Schwindelobjekt bildet hier die Erbschaftsteuer. Mithin und nach dem Zeugnis der führenden sozialdemokratischen Parteipresse heißt heute fest, daß die Sozialdemokratie die Abstimmung für die Erbschaftsteuer in zweiter Lesung ausschließlich dazu benutzen wollte, um die Reichsfinanzreform zum Scheitern zu bringen und damit eine Reichstagsauflösung zu erzwingen, um dann bei den Neuwahlen sowohl die Zahl ihrer Wähler wie vor allem aber auch ihrer Abgeordneten zu vergrößern. So schrieb die sozialdemokratische „Frankfurter Tagespost“ (Nr. 173):

Die einzige Waffe also, die wir besitzen, die Reichsfinanzreform zum Scheitern zu bringen, bestand gerade darin, daß es uns gelang, die Erbschaftsteuer durchzusetzen. Die Sache lag so, daß unsere erste Aufgabe war, auf die Auflösung des Reichstags hinzuwirken, so behältigt der „Vorwärts“ (Nr. 213, 1909). Und weiter:

Allgemein wurde in der Partei die Abstimmung als ein Mittel zu diesem Zweck aufgefaßt, und man war damit einverstanden, es herbeizuführen.

Demgegenüber bringt es das erwähnte Flugblatt fertig, die Dinge geradezu auf den Kopf zu stellen. Danach soll die sozialdemokratische Fraktion des Reichstages für die Erbschaftsteuer gestimmt haben, nicht um Bülow zu stützen oder dessen Regierung zu retten,

### Deutschland.

**Wer leitet den Hansabund?** Im Hansabund ist der maßgebende Einfluß einem zurzeit aus 100 Mitgliedern bestehenden Gesamtausschuß zugewiesen. Dieser wählt die 20 Mitglieder des Direktoriums, welche wieder aus 3 Präsidenten und 3 Vizepräsidenten bestehende Präsidium wählen. Dieses Präsidium stellt jetzt ein vollkommen selbstherrliches Drei- oder Sechsmännerkollegium dar, denn ihm steht das Recht zu, die Mitglieder des Gesamtausschusses zu bestellen. Die einfachen Mitglieder des Hansabundes haben bei der Auswahl ihrer Führer und Leiter überhaupt nicht mitzureden, sie können nicht einmal die Einberufung einer Generalversammlung fordern, denn dieses Recht steht nach § 16 den Bundeslösungen allein dem von dem durch das Präsidium bestellten Gesamtausschuß erwählten Direktorium zu. Das ist doch wirklich ein unübersehbliches Beispiel plutokratischer Organisation. Es ist genau so, als wenn in einem republikanischen Staate von dem Präsidium die Volkvertretung nach seinem freien Ermessen bestellt und diesen seinen Kreaturen die Wahl der Regierungsglieder überlassen werden würde, deren Votum dann wieder den Präsidium zu wählen haben würde. Das sagt schon genug, ja mehr als genug. Die Hansabundler und kleinen Leute sollen das Stimmrecht darstellen, aber zu sagen haben sie nichts.

**Kommunalregenten.** Vielfach wird über die immer größer werdende Steuerlast der Gemeinden und über das zunehmende autokratische Gebahren der Bürgermeister gellacht. Daß die städtischen Kollegien solches Gebahren nicht immer ruhig hinnehmen, zeigt eine Verhandlung der Stadtverordneten in Fulda. Der Oberbürgermeister Dr. Antoni hatte sich geneigt, mit einer Resolution, welche die Stadtverordneten zu diesem Zwecke gewählt hatten, in einer städtischen Angelegenheit zu den Ministern des Innern und der Finanzen zu gehen; er war dann nach Berlin gegangen, ohne sich überhaupt bei einem Minister angemeldet und hatte auch trotz fünfzigstündiger Anwesenheit in Berlin seinen Minister gesprochen. Herrn Antoni würde deshalb in einer Stadtverordnetenversammlung der Standpunkt klar gemacht und er mußte klein treten. Seine Entschuldigung war folgende, wie die „Fuldaer Zeitung“ meldet: Der Herr Oberbürgermeister: „Es ist heute von Herrn Strab der Antrag gestellt worden, die Aktion des Magistrats zu unterstützen. Vor einigen Wochen ist dem Sinne nach gefügt worden, man traue mir nicht. Ich mußte in der damaligen Beschlusssitzung eine Spitze gegen mich erheben. Ich habe das tatsächlich erklärt, daß ich nicht mit der Kommission nach Berlin gehe, weil ich das Gefühl hatte, es sollte mir in der Kommission der Stadtverordneten eine „Nebenachtskommission“ an die Seite gestellt werden. Ich erkläre ausdrücklich, daß meine damalige Äußerung überreilt war, ich habe Sie aber durch mein Handeln vom Gegenteil überzeugt, daß ich doch mit einem Vertreter der Stadtverordnetenversammlung, Herrn Rang, nach Berlin gegangen bin, der mich sehr stark unterstützt hat. Ich meine, dadurch dürfte die Sache doch in etwas mildern Licht erscheinen. Ich habe das ehrliebe Bekennen, mit den Herren in Frieden zu leben, aber ich bitte auch, nicht immer gleich mit scharfem Gesicht gegen

### Ein schweres Geheimnis.

Der Nachsatz war bei ihm stereotyp, und er wandte ihn bei höher stehenden Personen eifrig an, ob er nun in das Saggebilde paßte oder nicht.

„Wißt Du hinein, Kleine?“

„Ach nein, Georg, ich bin so schon fürchtbar aufgeregt. Ich denke, wir erwarten Deinen Gast lieber draußen.“

Langsam ging das Geschwisterpaar auf dem miserablen Straßensplaster vor dem Postgebäude auf und ab. Auch Georg konnte man ansehen, daß ihn der Besuch des Freundes freudig erregte. Geplant wurden die beiden aus den umliegenden Fenstern sowie von auf der Straße stehenden Leuten beobachtet und das Aussehen der Geschwister wurde eingehend besprochen. Georgs sieghafte Schönheit fand allgemeine Anerkennung, und manch junges Mädchenherz pochte stärker, wenn es die kraftstrotzende Gestalt in der schmutzigen Uniform erblickte. Auch von Helene konnte man im allgemeinen nur Gutes erzählen.

„Immer so freundlich und gar nicht hochmütig“, lautete meist das Urteil.

Endlich ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen.

„Alles schaute nach dem Ende der Straße, wo die Postgäule verdröhen mit dem schweren Postbeutel angeklebt kamen.“

Selenens Herz schlug zum Zerspringen und auch Georg zwirbelte etwas nervös seinen Schurrbart.

Die Näherstehenden stürzten herbei, als dieäder in Rinnstein festen Fuß gefaßt hatten, und der Koffer rief den Schlag auf. „Mein Arsch!“ wollte er rufen. Doch tiefes Schweigen folgte — der Wagen war leer. „Gelliger Wimbam, hast Du

### comte anscheinend ein Mann und das Gesicht mit einem Schurrbart geziert wäre.

„Er ist ein Schafskopf!“ konstatierte Helene melancholisch bei sich.

Man überlegte gerade, ob es nicht doch vielleicht besser sei, dem Erwarteten entgegen zu gehen, da erschien dieser bereits an der Straßenecke. Mit langen Schritten strebte Georg ihm entgegen, während Helene schüchtern zurückblieb. Unbestimmt um die gaffenden Zuschauer fielen sich die beiden Freunde in die Arme und küßten sich wie ein lange getrenntes Liebespaar.

Keiner sprach ein Wort. Endlich lösten sie sich aus ihrer Umarmung, und drückten sich fest die Hände.

„Wie gut Du aussehst, Kristide! Man merkt Dir von Deiner schweren Krankheit nichts mehr an.“

„Ja, das ist glücklich vorbei. Und wenn habe ich es zu danken, daß die Sache so glimpflich abgelaufen ist?“

„Ach, laß doch, es war ja purer Zufall, daß ich Dich damals traf. Komm, laß Dich erst mal meiner kleinen Schwester vorstellen; die brennt förmlich darauf, Dich kennen zu lernen.“

Der Bicomte folgte dem Freunde, dessen prächtige Gestalt er bewundernd mit den Blicken maß. Denn in der schmutzigen Uniform machte sich Georg noch vorteilhafter. Helene, die von der vor dem Postgebäude stehenden primitiven Holzbank aus die Begrüßung beobachtet hatte, erhob sich. All ihr künstlicher Trost und der Mutwillen, mit dem sie sonst jedem entgegentrat, gerieten wie die Spreu vor dem Winde. Die Farbe kam und ging in den Wangen und ihr Befinden hatte einem Zustand Blag gemacht, den sie selbst als Kanonenfieber bezeichnete.

„Da bringe ich Dir den Heiserlehnten!“

(Fortsetzung folgt.)

### Original-Roman von Hans Bayen.

Sedelbergs Geduld wurde endlich beholnt; der Kofferwagen fuhr an dem Posthaus, einem verfallenen und unheimlichen zweistöckigen Gebäude, vor. Auch der Beamten daselbst, bestehend aus dem Postmeister, einem Gehilfen und den Briefträgern, hatte sich eine bedeutende Neugierde bemächtigt. Arbeit gab es ja so viel wie gar keine. Die Expedition der wenigen Briefschaften und die Bewältigung des sonstigen Postverkehrs erforderte wahrlich nicht allzuviel Zeit. Man langweilte sich also gründlich auf dem Bureau, machte Jagd auf Fliegen oder brütete über irgend einem alten Schmöker, benamiet die „Geheimnisse des Zarenreiches“, und ähnlichen hervorragenden Erzeugnissen klassischer Literatur; böse Jungen behaupteten, wenn jemand aus dem Städtchen aus Versehen eine Briefmarke zu holen kam, was nebenbei bemerkt nicht sehr oft geschähe sollte, so würde der Tag im Kalender rot angefrähen, unsonst, als man dann doch noch einen kleinen Klatsch führen konnte, der sich mindestens eine halbe Stunde hinzog.

Und jetzt das Auftauchen eines richtigen Franzosen! Das war ja noch gar nicht dagewesen seit dem letzten unglücklichen Kriege! — Eilfertig stürzte denn auch der Postmeister, ein älterer Herr mit einem gewaltigen Zimmermannsbart, höchstselbst heraus und bewillkommnete den Airaffieroffizier nebst dessen Schwester mit zahlreichen Willkommen.

„Wollen der Herr Baron und das gnädige Fräulein Schwester nicht im Wartezimmer Platz nehmen — wenn Ihre Gnaden gütigst erlauben wollen.“

### Worte?

Ganz konsterniert hatte es Georg hervorgerufen.

Helene machte anfangs kein sehr geistreiches Gesicht, dann aber brach sie fast in Tränen aus.

„Und ich hatte mich doch so sehr gefreut!“

„Sollte er in Rotberg nicht eingetroffen sein?“

Sie, Postillon, haben Sie denn keinen Passagier von Weisburg mitgebracht?“

„Ja, Herr Leutnant, das oben sind seine Koffer.“

„Na, wo zum Teufel haben Sie ihn denn gelassen?“

Er ist doch kein Herenmeister und kann sich nicht unsichtbar gemacht haben.“

Der Kutscher grinste. „Nein, Herrchen, er stieg an der Palästinafapelle aus. Er wollte sich ein bißchen austrampeln.“

Alles atmete erleichtert auf.

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

wüßte der Postillon. „Sie sind ja ein großartiger Duffel.“

Der Postillon stieg gleichmütig ab; er war derartige Ergüsse seit langem gewohnt.

„Das ist ja ein netter Strich, den uns der Knabe gespielt hat“, meinte lachend Wohlauf. „Wir stehen höchst feierlich wie Delaghen hier, um ihn zu empfangen, und er kommt zu Fuß angegondelt. Du siehst, Kleine, so leicht wirst Du ihn nicht um die Finger wickeln können.“

„Ja, das glaube ich selbst; deshalb überhörte sie auch die nettsche Anspielung.“

„Du, Georg, wollen wir ihn nicht entgehen lassen?“

„Das wird sich kaum mehr lohnen, er muß ja gleich hier sein. Wir wollen lieber den Postillon fragen, wie er jetzt ausieht.“

Der Postillon war jedoch nie mit einer allzu großen Beobachtungsfrage ausgestattet gewesen, und er mußte nicht viel mehr zu erzählen, als daß der Bi-

